

Aus dem Inhalt:

Kann man Gott beschreiben?

BEOBACHTUNGEN–

Doppeltes Staatsbürgerrecht

Im Supermarkt der Wahrheiten

Leserecho

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Kann man Gott beschreiben?

Des öfteren übernimmt die »Warte«-Schriftleitung Beiträge zu religiösen Themen aus der Zeitschrift »Freies Christentum«. Aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens dieser Zeitschrift im März sind im dortigen Heft 1/1999 einige bedeutsame Veröffentlichungen aus der Zeit vor 50 Jahren wiedergegeben worden. Die darin angeschnittenen Fragen sind heute so aktuell wie damals, weshalb wir einen dieser Beiträge unseren »Warte«-Lesern zugänglich machen wollen.

Der »persönliche Gottesbegriff« – eben doch nur ein *Begriff*, also eine konstruierte Formel, die uns helfen soll, etwas tatsächlich Unbegreifliches doch irgendwie begreifbar zu machen – ist für unsere völlig naturwissenschaftlich-technisch ausgerichtete Zeit weitgehend unbrauchbar geworden. Wir sollten ihn zumindest als den im Raum des Christentums »alleingültigen« Gottesbegriff fallen lassen und durch einen anderen ersetzen oder zumindest andere als vollkommen gleichberechtigt neben ihm anerkennen.

Das erste Gebot lautet: »Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.« Aber dann geht es weiter: »Du sollst dir kein Bildnis oder ein Gleichnis machen ...« Ich glaube, wir dürfen diese letzten Worte heutzutage nicht mehr buchstäblich auffassen, auch nicht, wenn sie zur Zeit ihrer ersten Verkündigung oder Niederschrift so gemeint waren. Wir können auch über Geistiges weder denken noch reden, ohne »Bilder« und »Gleichnisse« zu gebrauchen, die aus unserer sinnhaften Erfahrung stammen. Das geht aus Gründen unserer natürlichen geistig-seelischen Beschaffenheit gar nicht anders, und das will uns das erste Gebot also auch gar nicht verbieten. Es ist unwichtig, ob wir uns Gott als machtvolle menschliche Persönlichkeit oder anders denken oder ihn gelegentlich auch bildhaft so darstellen. Wir müssen uns nur immer bewußt bleiben, daß die Bilder und Gleichnisse eben nur Bilder und Gleichnisse sind und unter gar keinen Umständen gleichbedeutend sind mit der Wirklichkeit, die sie meinen.

Wenn wir das vergessen, machen wir sofort wie der Primitive aus Gott einen Götzen. Die verheerenden Folgen der Vergötzung ziehen sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hin, von den Kinderverbrennungen zu Ehren des Moloch über die Inquisition und die Religionskriege des Mittelalters bis in unsere Zeit, wo alle Welt im Namen der Götzen Demokratie und Kommunismus zum Atomkrieg rüstet. Wir können schon nicht die Wirklichkeit der Dinge und Wesen unserer unmittelbaren Umwelt, ja nicht einmal unserer eigenen Persönlichkeit erfassen – die ja, wie wir heute wissen, gar nicht ein in sich abgeschlossenes »Ich«, gar keine echte Ganzheit, sondern nur eine winzige Schein-Ganzheit, ein kleines mit anderen höheren, für uns bereits kaum mehr faßbaren Schein-Ganzheiten geistig-seelisch fest verwobenes Teilchen ist. Wie wollen wir da wagen, über das Wesen Gottes irgend etwas auszusagen? »Gott wohnt in einem Licht, da niemand hinkommen kann.« Das sollte uns genügen.

Es ist im Grunde eigentlich eine Anmaßung zu sagen: Gott ist dies oder das, eine Persönlichkeit oder *keine* Persönlichkeit, das Gute, die Gerechtigkeit, die Liebe oder sonst irgend etwas anderes. Man kann immer mit dem gleichen Recht auch genau das Gegenteil behaupten. Wir können höchstens sagen: Mir scheint, als sei Gott ...

Was hat denn der Kern und das Wesen der Botschaft Jesu mit dem Gottesbegriff zu tun? Gar nichts! Es ist für diesen Kern ganz belanglos, was Jesus selbst als Kind seiner Zeit für einen Gottesbegriff gehabt hat und was unsere Vorfahren in den vergangenen Jahrhunderten sich darüber für Gedanken gemacht haben. Ein Gottesbegriff ist eine Hypothese und jede Hypothese ist falsch, sie ist eine an sich belanglose Hilfskonstruktion, die wir unbedingt brauchen wie der Maurer sein Baugerüst, das aber immer abgerissen wird, wenn der Bau fertig ist. Denn dann ist es überflüssig geworden, und es ist für den entstandenen Bau doch völlig gleichgültig, ob es aus Holz oder Stahlrohr und ob es so oder anders konstruiert war.

Die Aufgabe des Gottesbegriffes ist lediglich, den Menschen zum Aufbau des Gotteserlebnisses zu verhelfen. Jeder Gottesbegriff, der dazu imstande ist, ist gut, und jeder, der es nicht vermag, ist schlecht und unbrauchbar, auch wenn er in anderen Zeiten und unter anderen Umständen vielleicht Ausgezeichnetes geleistet hat. Ein Gotteserlebnis ist nicht gleichbedeutend mit der Erlangung eines Gottesbegriffes. Ein Gotteserlebnis haben heißt im letzten Grunde ganz einfach begreifen, was Gott von uns Menschen will, nämlich: daß wir bewußt werden, also unsere Erkenntnisfähigkeit entwickeln sollen und gleichzeitig das Lieben lernen, das wirkliche Lieben in seiner letzten und höchsten Form, das uns instandsetzt, langmütig und freundlich und frei von Neid zu sein, uns nicht erbittern zu lassen, das Böse nicht nachzutragen, sondern Unrecht zu verzeihen, an den Sinn unseres Daseins zu glauben und aus diesem Glauben heraus wenn nötig auch schwerstes Menschenleid zu tragen.

Wer das erlebt hat, ist ein Christ, denn er weiß mit dem Herzen um den Kern der Botschaft Jesu, ganz gleichgültig, ob er mit diesem oder jenem Gottesbegriff zu dem Erlebnis gekommen ist.

Gerhard Ockel

BEOBACHTUNGEN

Doppeltes Staatsbürgerrecht

Sollen Türken zwei Pässe haben dürfen?

Zunächst einmal: Es geht weder um den Untergang des Abendlandes noch darum, Deutschland endlich von den Überresten des Nazismus zu befreien. Das deutsche Staatsbürgerrecht, das im wesentlichen auf dem *ius sanguinis* (Recht des Blutes: Deutsch ist, wer von deutschen Eltern abstammt) beruht, geht auf das preußische von 1848 zurück, galt im Deutschen Reich seit 1913 und wurde von der Bundesrepublik übernommen, ergänzt durch das Recht der »Deutschstämmigen« auf einen deutschen Paß; gemeint waren die »Volksdeutschen« aus Ost-

europa, die meist seit einem Jahrhundert dort als Staatsbürger des Gastlandes lebten und seit dem Zweiten Weltkrieg unterdrückt oder vertrieben wurden.

Viele andere europäische Staaten gehen ebenfalls von diesem *ius sanguinis* aus, allerdings zum Teil mit mehr Ausnahmen als bei uns. Lückenlos gilt die Regel übrigens auch bei uns nicht. Ehepartner von Deutschen erhalten auf Wunsch die deutsche Staatsbürgerschaft nach kurzer Zeit, deren Kinder sowieso. Wer 15 Jahre in Deutschland gelebt hat, kann sie beantragen, und 1990 machte die CDU (!) daraus einen Rechtsanspruch: nach 15 Jahren hat ein hier lebender Ausländer das Recht auf einen deutschen Paß, wenn nicht schwerwiegende Gründe (z.B. schwere Straftaten) dagegen sprechen. Diese Frist soll übrigens jetzt nach dem Willen aller Parteien verkürzt werden.

Eigentlich muß der Betreffende dann seinen alten Paß abgeben. Aber erstens wurde das, vor allem bei Ehepartnern, ziemlich lasch gehandhabt, und zweitens gab es für Türken, zum Teil wohl auch für andere, einen bequemen Ausweg: sie beantragten einen neuen türkischen Paß, den sie anstandslos erhielten. Es wird geschätzt, daß auf die eine oder andere Art inzwischen ca. 200 000 Türken in Deutschland mit doppelter Staatsangehörigkeit leben. Und niemand hat bisher darin ein Problem gesehen.

Und noch ein Vergleich mit dem Ausland: in England und Frankreich weiß und prüft kein Mensch, ob Neubürger eine zweite Staatsbürgerschaft haben, in Italien ist diese unbegrenzt erlaubt, in den USA zwar verboten, was aber von niemand kontrolliert wird.

Insofern erscheint mir das ganze Theater, das hierzulande darum gemacht wird, entweder Popularitätshascherei – Unterschriftenaktion! – oder Verbohrtheit. Würde sich überhaupt etwas ändern, wenn – was sehr unwahrscheinlich ist – alle zweieinhalb Millionen Türken zwei Pässe hätten? Steuern und Sozialleistungen zahlt bzw. erhält man sowieso in bzw. von dem Land, in dem man lebt und arbeitet. Eine verstärkte Einwanderung würde es auch nicht geben, denn das Recht auf Familiennachzug, das allen (Paß-)Deutschen zusteht, haben auch alle Ausländer mit Aufenthaltsberechtigung. Es gilt übrigens nur für Verwandte ersten Grades, nicht für die Großfamilie.

Natürlich kann es rechtliche Probleme geben. Das konkreteste ist wohl der Wehrdienst – aber das läßt sich durch zwischenstaatliche Verträge regeln. Mit der Türkei ist das schon vor Jahren geschehen: ein junger Deutschtürke kann wählen, wo er seinen Wehrdienst ableisten will. Und so dienen schon heute viele junge Türken mit Doppelpaß in der Bundeswehr. Sie sind gegebenenfalls bereit, für Deutschland zu kämpfen, und auf die Frage, was sie im Falle eines Krieges mit der Türkei tun würden, antworten die meisten (laut einem Bericht in der »Zeit«), daß sie das für gänzlich unwahrscheinlich hielten, aber notfalls kämpfen würden – für Deutschland.

Damit ist das Problem angeschnitten, das in der Diskussion eine große Rolle spielt – soweit überhaupt mit Argumenten gearbeitet wird: kann man zwei Staaten gegenüber loyal sein? Im Falle eines Krieges natürlich nicht; aber daran denkt

selbst bei dieser Debatte keiner. Und sonst? Ich denke, gerade wir wissen, daß man das kann. Wenn man 1946 den Templern in Australien gestattet hätte, Deutsche zu bleiben und trotzdem dort zu siedeln, hätten das sicher fast alle getan. Da sie das nicht durften, wurden sie Australier mit zunächst sicher vorwiegend deutscher Loyalität – und sind heute überzeugte Australier mit einer Affinität zu Deutschland. Was ist – für Australien und für uns – schlecht daran?

Aber: braucht man dazu die Doppelstaatsangehörigkeit? Was bringt sie? Die meisten hier lebenden Türken könnten ja längst einen türkischen Paß haben oder jetzt, mit der Verkürzung der Frist, bekommen. Nur: die meisten wollen das nicht, wenn sie dafür auf ihren türkischen verzichten müssen. Und zwar, übereinstimmend in vielen Aussagen, aus emotionalen Gründen: sie würden es als Verrat an ihrem Heimatland empfinden oder, in der jüngeren Generation, fürchten, daß ihre Eltern es so sähen.

Selbst wenn wir, die Deutschen, das nicht verstehen – ich verstehe es sehr gut –, es ist so. Wenn wir also wollen, daß mehr von unseren türkischen Mitbürgern sich – auch – als Deutsche fühlen und sich dazu bekennen, müssen wir ihnen diese Möglichkeit einräumen. Und ich denke, wir sollten das wollen, nicht nur aus humanitären Gründen, sondern aus wohlverstandem Eigeninteresse.

Seltsamerweise spielt der entscheidende Unterschied, den ein deutscher Paß bringt, in der Diskussion kaum eine Rolle: das Wahlrecht. Dann könnten Türken – denn um die geht es primär, sie sind die größte und am meisten als fremd empfundene Gruppe – Landtage und den Bundestag mitwählen, eigene Parteien gründen und sogar (wie die Dänen in Schleswig) das Minderheitenprivileg in Anspruch nehmen, daß für sie die Fünf-Prozent-Hürde nicht gilt.

Und da setzen bei vielen Deutschen die großen Ängste ein: werden dann islamische Fundamentalisten die deutschen Institutionen unterwandern, fanatische Glaubenskämpfer protegieren, türkische Interessen vor deutsche stellen? Bei türkischen – nicht bei deutschen – Organisationen wird das zum Teil schon versucht. Aber schon die Zahlen könnten uns eigentlich beruhigen: zweieinhalb Millionen von achtzig Millionen sind etwa drei Prozent, und von denen ist wieder nur eine kleine Minderheit fanatisch national oder fanatisch religiös, die meisten sind ebenso angepaßt und konservativ wie wir. Und ein halbes Prozent Fanatiker sollten der deutsche Staat und die deutsche Gesellschaft eigentlich vertragen können – umso mehr, als diese dann gezwungen wären, offen zu kämpfen.

Wichtiger ist noch etwas anderes. Das Symbol für eine solche Unterwanderung ist »Milli Görüs« (etwa: »Nationale Sicht«). Es ist die mitglieder- und finanzstärkste türkische Organisation in Deutschland. Sie wird – und das macht sie verdächtig – massiv von der türkischen Fundamentalisten-Partei Refah unterstützt, durch Geld und durch Entsendung türkischer Lehrer. Sie betreibt in türkischen Vierteln eine sehr effektive Jugend- und Sozialarbeit und hat damit, und mit der Erziehung zu Selbstbewußtsein und Disziplin, wohl viele Jugendliche vor dem Abgleiten in die Kriminalität bewahrt. Und sie hat großen und wachsenden Einfluß auf viele türkische Vereine, einen Einfluß, der kaum zu kontrollieren ist, weil er nur auf

Personalunion beruht: die gleichen Leute haben hier wie dort das Sagen.

Also ein Bild, das durchaus Anlaß zur Beunruhigung sein könnte. Aber nun zeigt sich, daß dieses Bild sich verändert: fast überall dort, wo inzwischen hier aufgewachsene Deutschtürken in maßgebliche Positionen einrücken, treten sie für einen modernen, offenen Islam, für Kooperation mit den Deutschen, für das Engagement ihrer Mitglieder auch in der deutschen Umwelt ein. Wie stark diese Bewegung ist, ob und wie schnell sie sich durchsetzt, kann niemand sagen. Aber das Beispiel zeigt: auch zuerst abgekapselte Minderheiten verändern sich – und zwar umso schneller, je mehr man ihnen die Möglichkeit gibt, sich einzubringen.

Dafür genügt ein deutscher Paß nicht, aber er ist doch ein durchaus wichtiger Punkt. Dazu gehören ausreichende Deutschkenntnisse – und die sollen ja nach allen Entwürfen eine Bedingung für die Einbürgerung sein; dazu gehören Ausbildungs- und Arbeitsangebote usw. – aber das ist ein neues Thema.

Zum Schluß noch ein paar geschichtliche Rückblicke zur Untermauerung meiner These: die Hugenotten, die im 17. Jahrhundert einwanderten und denen sogar französische Schulen und Gottesdienste zugestanden wurden, die Polen, die im Zuge der Industrialisierung zu Hunderttausenden ins Ruhrgebiet kamen, die Italiener, die zur gleichen Zeit zum Eisenbahnbau geholt wurden: sie alle sind inzwischen selbstverständlich Deutsche, denen man allenfalls noch an ihren Namen anmerkt, daß sie das nicht schon immer waren.

Und, last not least, die 68er: sie machten sich auf den »langen Weg durch die Institutionen«, um den Staat zu erobern, zu verändern, aufzulösen. Und nun sind viele von ihnen oben angekommen und sind auf dem langen Weg normale und verantwortungsbewußte Familienväter und Politiker geworden.

Ich denke, wir sollten etwas mehr Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit der Menschen, auch ausländischer Minderheiten, haben, und uns klar sein, daß die Alternative, sie weiterhin auszugrenzen und eine geistige Ghettobildung zu fördern, viel gefährlicher wäre.

Brigitte Hoffmann

Im Supermarkt der »Wahrheiten«

Während meines Praktikums wohnte ich in München, und an freien Tagen verfolgte ich recht gerne das muntere Treiben und das geschäftstüchtige Handeln in einer Masse von Menschen. Wie ich einmal so da und dort an Verkaufsständen und Würstelbuden stand, dachte ich nicht daran, heute noch einen Tag der »anderen Art« zu erleben. Plötzlich sprach mich nämlich ein junger, recht gut gekleideter Mann an, der mir einen etwas asiatischen Eindruck machte. Er lud mich zu Tee und Kuchen ins sogenannte »Trainings-Center« ein, damals noch in der Münchner Innenstadt, nur etwa zehn Minuten Fußweg.

Bald trafen wir dort ein, und ich hatte nun lauter freundliche und ruhige Menschen um mich, das Gegenteil des bisherigen Großstadt-Gewirrs. So hörte ich mir einen Vortrag per Video über die »Vereinigungskirche« von Reverend Mun aus

Korea an mit dem Hinweis, daß nun Herr Mun und seine Frau die Welterlöser in der jetzigen Endzeit wären und Satan besiegt. Mun selbst ist der Zweite Messias und seine niedergeschriebene Offenbarung, das Buch »Göttliche Prinzipien«, eben die »Neue Bibel«.

Mit vielen Prospekten bepackt verließ ich wieder das Zentrum der Gruppe. Nicht lange dauerte es und eine Menschenmenge scharte sich heftig diskutierend um einen Laienprediger, der lauthals das Wort des Herrn verkündete und scheinbar großen Anklang fand. Schnell stellte ich fest, daß dem Prediger selbst eigentlich fast keiner zuhörte, sondern vielmehr der »Religionsstreit« unter den Zuhörern ausbrach. Gerne wollte auch ich einen mündlichen Beitrag leisten zu Fragen des Glaubens, aber schon der Ansatz eines Satzes ging im Lärm der gläubig-erhitzten Gemüter unter.

Wieviel erfreulicher war es später, als Krishnas Jünger singend durch die Fußgängerzone bettelten. Jetzt war mir schon alles recht, und an religiösen Dingen hatte ich immer schon Interesse, so daß ich mit diesen indischen Mönchen in den »Tempel« spazierte und dort die heilige Speise, das »Prasadam« probierte. Einige Blatt Salat, Reis, gegorene Ziegenmilch und Gewürze umrahmten die »Götterspeise«. Nun wurde ich belehrt, daß ich nur erlöst würde durch das Singen oder Chanten der Namen des Gottes Krishna, und die Gebetskette mit den 108 Perlen müßte täglich sechzehnmal gebetet werden. Also wäre ich demnach den ganzen Tag mit ewigem Krishna-Gemurmel eingedeckt. Das wollte ich nun gar nicht. Und siehe da, auch Krishna selbst hatte eine »Heilige Schrift«, die »Bhagavad-Gita« in neuester Übersetzung des »Geistigen Meisters«, nämlich Guru Praphupada.

So, nun hatte ich bereits drei religiöse Neuerfahrungen hinter mir, erst die »Mun-Leute«, dann der Straßenverkünder, jetzt die indischen Jünger. Sollte nun noch etwas Religiöses nachkommen? Gedanken, Spekulationen sprangen mir im Kopf umher. Wer hatte nun recht? Wessen ist die grundlegende Wahrheit? Ist Christus, ist Jesus, der Messias, der Erlöser in irgendeiner der Gruppen zu finden? Ist vielleicht eine der Gemeinschaften oder Sekten die in der Bibel erwähnte »kleine Herde«? Ich weiß es nicht.

So schlenderte ich in Richtung Hauptbahnhof, und siehe da, da war ein Info-Stand mit arabisch wirkenden Männern davor. Wieder ein heiliges Buch, der Quran oder Koran. Es waren aber keine »normalen« Moslems, sondern eine Reformbewegung, die sich »Ahmadiya« nennt und einen eigenen »Mahdi« hat, einen Meister also, deshalb in der übrigen islamischen Welt nicht anerkannt und teilweise verfolgt. Das war nun mein letztes Erlebnis an diesem »Sektentag«.

Die Frage bleibt: Wo wohnt Jesus? Ich nehme an: im Herzen eines jeden Menschen, der es gut mit anderen und sich selbst meint! So sind bestimmt auch in den verschiedensten Welt- und Religionsanschauungen dieser Erde wertvolle Richtlinien zur Nächstenliebe und Menschen- und Tierfreundlichkeit zu finden. Übrigens habe ich doch ein bißchen tiefer in den Büchern Andersgläubiger herumgeschnüffelt, und immer wieder fiel mir das Wort »Friede« und »Liebe« auf! Trotzdem gibt mir Markus 13,21 zu denken: »Wenn dann jemand zu euch sagen wird:

'Siehe, hier ist der Christus! Siehe, das ist er!', so glaubt es nicht, denn es werden sich erheben falsche Christusse und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder tun, so daß sie die Auserwählten verführen würden, wenn es möglich wäre.«

Gerade kurz vor Beginn des Jahres 2000 setzt eine sektiererische Weltuntergangsstimmung ein und »Offenbarungen privater Natur«, Kleinstzirkel und Geheimorden dunkler Mächte schießen buchstäblich wie Pilze aus dem Boden. Schon erscheinen esoterische Flugblätter und Zeitschriften, für die »Endzeit-Zukunftsprognose« wird bereits kräftig abkassiert, und nicht selten machen Ufologen Landeplätze für die Außerirdischen aus. In diesen Topf aus buntem Gebräu von Religion, Astrologie, Esoterik usw. sollte man nicht fallen, zu leicht folgt nicht der »Weltuntergang«, sondern der »Verstandesruin«.

Sollte ich eines Tages wieder einmal in eine Fußgängerzone kommen, so werden es dann sicher Vertreter der verschiedenen politischen Parteien sein, die ebenfalls »Wahrheiten« verkünden. Vielleicht nehme ich dann eine Einladung ins nächste Parteibüro an?!

Egon Stumpf, Zwiesel

Leserecho

Wedekinds »Kaiser-Gedicht« war Majestätsbeleidigung

Zu dem in der Januar-»Warte« erschienenen Spottgedicht von Frank Wedekind über die Kaiserreise möchte ich noch eine kurze Fußnote beisteuern. Das Gedicht war in der satirischen Zeitschrift »Simplizissimus« publiziert worden, die von 1896 bis 1944 und dann wieder von 1954 bis 1967 in München herausgegeben wurde. Frank Wedekind war Mitarbeiter dieser Zeitschrift, deren Herausgeber damals Albert Langen war.

Das Gedicht erfüllte den Tatbestand der Majestätsbeleidigung, und Wedekind mußte vors Gericht. Er wurde zu sechs Monaten Haft verurteilt. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob er sie wirklich angetreten hat. Albert Langen als verantwortlicher Herausgeber setzte sich nach Zürich ab, leitete von dort aus die Zeitschrift weiter und kehrte erst nach fünf Jahren nach München zurück.

Obwohl Wedekind Langen aufs schäbigste beschuldigte und behauptete, er sei zu diesem Gedicht gezwungen worden und hätte bei der Zeitschrift eine Art »Skla-venstellung« gehabt, hielt Langen weiterhin zu ihm und ließ ihm sein Honorar regelmäßig auszahlen.

Liselotte Thaler, Erlangen

Alt wachsen

(zu Friedrich Gölz, »Erfahrungen eines Ruheständlers«, »Warte« 1/2, 1999)

Die Gedanken des Ruheständlers Friedrich Gölz haben mir sehr gut gefallen, und ich möchte sie durch eigene Erfahrung ein wenig ergänzen.

Ich denke, daß man seinem Tag eine gewisse feste Ordnung geben sollte, was natürlich nicht heißt, sie gelegentlich spontan und flexibel nicht auch zu durchbrechen. Aber bestimmte feste Zeiten für Mahlzeiten, Tätigkeit und Ruhezeiten helfen, den Tag zu gestalten. Zu den Freuden des Ruhestandes gehört für mich, daß man in Ruhe frühstücken und dabei die Zeitung lesen oder die Radionachrichten hören kann, auch, daß man sich eine Mittagsruhe oder einen Mittagsschlaf gönnen kann.

Wichtig scheint mir, daß man nicht zu bequem wird, sondern sich Bewegung verschafft, sei es durch regelmäßige Spaziergänge, durch Wandern, Gymnastik, Tanzen, leichten Sport, Gartenarbeit, was immer man körperlich noch zu leisten vermag. Eines meiner Lieblingsworte heißt: »Es ginge dem Menschen besser, wenn er mehr ginge.« Sehr einig bin ich mit der Idee, sich ein interessantes Projekt zu suchen. Das Angebot verschiedener Bildungseinrichtungen ist erstaunlich reichhaltig. In den Hörsälen der Erlanger Universität sieht man viele graue und weiße Häupter, ebenso bei Volkshochschul-Veranstaltungen. Ich selber gehe regelmäßig in einen Italienisch-Kurs und freue mich, doch mit jungen Berufstätigen zusammen zu sein.

Hobbies sollen Spaß machen, und ihrer Vielfalt sind kaum Grenzen gesetzt, sei es nun Malen, Töpfern, Handarbeiten, Musizieren usw. Einige meiner Freunde singen regelmäßig in einem Chor. Ich selber habe ein Trio (Cello, Flöte, Klavier), und wir musizieren, so oft wir können, zusammen, setzen uns auch bestimmte Werke als Ziel und laden gelegentlich Gäste zu einer kleinen Hausmusik ein.

Ganz wichtig scheint es mir, Aufgaben zu haben. Wer das Glück hat, Enkel zu haben, findet als Großvater oder Großmutter hier ein weites Betätigungsfeld. Und erst die Ehrenamtlichen! Wie vieles könnte gar nicht funktionieren ohne sie. In Erlangen gibt es beispielsweise ein Seniorenbüro, wo Ruheständler ihre Kenntnisse und Erfahrungen einbringen. Ich habe zwar keine technischen Fähigkeiten, aber ich kann Aufsicht führen bei einer Kunstausstellung oder einen Nachmittag bei einer Frauengruppe gestalten. Das deutsche Sozialwerk vermittelt Besuchsdienste in Altenheimen und Krankenhäusern, Begleitung bei Ausfahrten mit Behinderten und dergleichen.

Mit Bewunderung sehe ich auch die Arbeit derer, die sich für den Hospizverein einsetzen und Sterbende begleiten. Verbindung zu Freunden zu pflegen, ob brieflich oder telefonisch oder durch Besuche, sowie Nachbarschaftshilfe zu leisten, wo sie gebraucht und erwünscht ist, scheint mir ebenfalls besonders wichtig für den Ruhestand. Dann gilt das schöne englische Wort »to grow old« (alt wachsen) gewiß bis ins hohe Alter.

Liselotte Thaler, Erlangen

Was tun mit der neuen Freizeit?

Ich habe die Ratschläge von Friedrich Gölz mit großem Interesse gelesen. Er hat wichtige Erfahrungen seines Ruhestands bekanntgegeben und gesagt, wie man die frei gewordene Zeit besser füllen kann. Es ist sehr wichtig, daß man die Zeit nicht nutzlos verlebt, sondern die Tage, die man noch das Glück hat, hier auf Erden zu sein, sinnvoll und hilfreich zur Freude anderer Menschen zu verbringen.

Für mich war mein Beruf als Englischlehrerin keine Belastung, wenn es auch anfangs Schwierigkeiten gab, bis ich den richtigen Kontakt zu den Schülern zur beiderseitigen Zufriedenheit hergestellt hatte. Als ich dann in den Ruhestand ging, habe ich meine Sprachkenntnisse benutzt, um Kinder im Alter von 10-12 Jahren in Form von Spielen und Unterhaltung, Liedern und kleinen Gedichten zu unterrichten. Auch Puppentheaterstücke, wie z.B. »Rotkäppchen«, »Three Little Pigs« wurden mit ihnen vorbereitet, dazu die entsprechenden Kostüme und Dekorationen. Es gab dann zum Halbjahres- und Jahresschluß eine Veranstaltung, an der die Eltern und Freunde zu Gast waren und anschließend Tee, Kaffee und Kuchen angeboten bekamen. Jetzt würde ich mich auch gerne mit so einer Gruppe von Kindern beschäftigen und mich freuen, wenn sich jemand hierfür melden würde.

Da ich von Kind an gerne singe, habe ich auch viele Jahre lang in einem Chor gesungen und singe jetzt hier in Degerloch im Sängerkranz mit. Da ist ein guter Chorleiter, und das Programm der Lieder ist auch gut. Ich liebe Musik, besonders klassische. Leider konnte ich meine Ausbildung im Violinspiel wegen der Kriegsjahre nicht beenden. Ich habe aber, wenn es ging, die Violine oft in die Hand genommen. Auch jetzt musiziere ich mit einer Bekannten. Ich spiele auch gerne Klavier und habe gelernt, Volkslieder zu begleiten. Dazu gibt es das schöne »Esslinger Liederbuch«. Aber leider gibt es in dem Haus, in dem ich wohne, keine Leute, die sich für Gesang interessieren.

Ich bin seit mehreren Jahren im Degerlocher Frauenkreis. Als ich noch gesünder war, half ich bei der Betreuung älterer Menschen in der Nachbarschaftshilfe. Jetzt bin ich im Handarbeitskreis. Da ist eine Gruppe netter Frauen, die stricken, häkeln oder ausnähen und die dabei eine ungezwungene Unterhaltung miteinander führen. Die Sachen, die wir da anfertigen, werden später auf einem Adventsbazar verkauft.

Ich versuche, meinen Mitmenschen, wo und wie ich kann, zu helfen: z.B. mit Übersetzungen Deutsch-Russisch und umgekehrt. Ich habe einer älteren Frau das Lesen in Deutsch beigebracht, und es freut mich, daß sie jetzt die deutsche Bibel und andere Bücher lesen kann.

Das wären einige Gedanken über mein Leben im Ruhestand, und ich hoffe auch weiterhin, so gut es geht, meine Zeit mit Nutzen zu verbringen, habe ich doch noch eine große Aufgabe: die Erinnerungen von Landsleuten, von Nachkommen der Templer in Rußland zu sammeln. Damit beschäftige ich mich jetzt sehr intensiv.
Gertrud Friesen, Stuttgart